

(Nachdruck verboten.)

20]

Das Geld.

Roman von Emile Zola.

„Das Werkzeug, zu dem ich die Bank in erster Linie erheben möchte,“ fuhr Saccard fort, „das wäre eine gewaltige Maschinerie zur Durchführung der großen Entwürfe Ihres Bruders: darin soll ihre wahre Aufgabe bestehen, daher der stetig wachsende Gewinn kommen, die nach und nach alles umfassende und beherrschende Macht. Eigentlich wird sie ins Leben gerufen, um an finanziellen oder gewerblichen Unternehmungen sich zu beteiligen, die wir im Ausland gründen und deren Aktien wir unterbringen werden, die uns somit ihr Dasein verdanken und uns die Allgewalt sichern werden. Und sie wollen angesichts dieser blendenden, aussichtsreichen Zukunft noch lange fragen, ob es statthaft ist, zu einem Konsortium zusammenzutreten und den Mitgliedern desselben zum Voraus eine bestimmte Prämie, einen sogenannten Gründergewinn einzuräumen, den man übrigens auf das Gründungsconto nehmen kann? Und Sie ängstigen sich wegen der unansprechlichen kleinen Unregelmäßigkeiten, wegen der nicht gezeichneten Aktien, welche die Gesellschaft mit Recht unter dem Namen eines Strohmannes für sich behält? Kurz, Sie ziehen gegen das Spiel zu Felde, gegen das Spiel, welches die Seele, der Feuerherd, die Flamme dieser erträumten Riesemaschine ist! . . . So vernehmen Sie denn, daß dies alles noch gar nichts ist, daß dieses armselige Kapitälchen von fünfundzwanzig Millionen nur ein Bündel Holz ist, das unter den Kessel geschleudert wird, um das erste Feuer zu unterhalten! Ich hoffe sicher, es zu verdoppeln, zu vervierfachen, zu verfünffachen, je nach dem zunehmenden Umfang unserer Operationen. Einen Haufen von Goldstücken, einen Hexentanz von Millionen müssen wir haben, wenn wir drüben, jenseits des Meeres, die angeforderten Bänder vollbringen wollen! . . . Ja, allerdings bürgen wir nicht dafür, daß alles ohne Splitter und Scherben abgeht; man hebt ja nicht die Welt aus den Angeln ohne einigen Verübergehenden auf die Füße zu treten.“

Frau Karoline sah ihn an, und in ihrer Liebe zum Leben, zu allem, was stark und thätig ist, kam ihr der Mann schließlich schön und verführerisch vor, wegen seiner heißen Begeisterung und seiner festen Zuversicht. Ohne seinen Theorien innerlich zuzustimmen, welche ihrem geraden Sinn und klaren Verstand widerstreben, gab sie sich nunmehr besieg.

„Schon recht! nehmen wir an, ich sei nur ein Weib und scheue vor dem Kampf ums Dasein zurück . . . Nur versuchen Sie, nicht wahr, möglichst wenig Menschen zu zertreten, und zertreten Sie vor allem niemanden von meinen Lieben . . .“

Durch seinen Anlauf von Beredsamkeit herauscht und über den soeben auseinandergesetzten großartigen Plan frohlockend, als sei die Arbeit bereits gethan, that Saccard jetzt sehr gutmütig.

„Haben Sie ja keine Angst! ich spiele den Menschenfresser, aber nur zum Spaß . . . Jedermann wird sehr reich werden.“

Dann plauderten sie ruhig über die zu treffenden Vorbereitungen, und es wurde vereinbart, daß schon am Tage nach der endgültigen Konstituierung Hamelin sich nach Marseille und von da nach dem Orient begeben sollte, um das Insurferen der großen Unternehmungen thunlichst zu beschleunigen.

Schon jetzt verbreiteten sich Gerüchte auf dem Pariser Markt, ein unbestimmtes Gerüchte fischte Saccards Namen aus dem trüben Grunde wieder heraus, wo er eine Zeitlang versenkt geblieben war; die zuerst geflüsterten, dann nach und nach lauter ausgesprochenen Neuigkeiten verkündeten den nahenden Erfolg so laut und vernehmlich, daß Saccards Wohnzimmer — wie einst im Park Monceaux — wiederum jeden Vormittag sich mit Bittstellern füllte.

So sah er Mazaud von ungefahr heraufkommen, um ihm die Hand zu drücken und über die Tagesneuigkeiten zu plaudern; er empfing dann andre Wechselmakler, den Juden Jacoby mit der donnergewaltigen Stimme, und dessen Schwager Delaroque, einen dicken Klotz, der seine Frau sehr unglücklich machte. Die Coulistiers kamen auch heran, vertreten durch den äußerst

rührigen blonden Nathansohn, den das Glück immer höher hinaustrug. Auch Massias, der sich in die harte Arbeit eines vom Pech verfolgten Kommissionärs gefügt hatte, erschien bereits Tag für Tag, obwohl noch keine Orders zu empfangen waren. Es war eine steigende Menschenflut.

Eines Morgens fand Saccard schon um neun Uhr das Wohnzimmer angefüllt. Da er noch kein weiteres Dienstpersonal angestellt hatte, wurde er von seinem Diener sehr mangelhaft unterstützt; meistens gab er sich selbst die Mühe, die Leute hereinzuführen.

Als er die Thür seines Arbeitszimmers öffnete, begehrte Zantrou Einlaß; er hatte aber bereits Sabatani bemerkt, auf den er seit zwei Tagen fahndete.

„Sie verzeihen lieber Freund,“ sagte er und winkte dem ehemaligen Professor ab, um zuerst den Levantiner zu empfangen.

Mit seinem beunruhigenden, einschmeichelnden Lächeln und seiner schlangenhähnlichen Geschmeidigkeit ließ Sabatani zuerst Saccard ausreden, der in ganz unterhohler Weise mit seinem Vorschlag herausrückte, da er seinen Mann wohl kannte.

„Mein Bester, ich bedarf Ihrer. . . Wir brauchen einen Strohmann. Ich werde Ihnen ein Konto eröffnen und Sie als Käufer einer Anzahl unsrer Titres eintragen, die Sie bloß durch fingierte Einträge bezahlen sollen. . . Sie sehen, ich gehe gerade auf das Ziel los und behandle Sie als Freund.“

Der junge Mann schaute ihn mit seinen schönen Sammetaugen an, die im länglichen, gebräunten Gesicht sich so sanft ausnahmen.

„Das Geheh, lieber Meister, verlangt ausdrücklich die bare Einzahlung . . . O, nicht meinerwegen wollte ich dies bemerkt haben. Sie behandeln mich als Freund, und ich bin sehr stolz darauf . . . Ich thue alles, was Sie wollen.“

Hierauf sprach Saccard, um dem Levantiner angenehm zu sein, von der Achtung, die er bei Mazaud genöß, welcher schließlich seine Orders ohne Deckung annahm. Dann zog er ihn mit Germaine Coeur auf, bei welcher er ihn tags zuvor gesehen hatte, und machte eine derbe Anspielung. Sabatani stellte das, auf was Saccard anspielte, nicht in Abrede und mußte über das heikle Thema ein zweideutiges Lachen anschlagen: Ja wohl! es war ganz spaßhaft; wie die Dämchen ihm nachstellten.

„Beiläufig gesagt,“ begann Saccard wieder, „werden wir auch Unterschriften nötig haben, um einzelne Operationen zu verdecken, zum Beispiel die Uebertragung einzelner Posten. Darf ich die zu unterschreibenden Aktenstücke Ihnen zuschicken?“

„Natürlich, lieber Meister, alles, was Sie wollen.“

Er deutete nicht einmal die Honorarfrage an, weil er wohl wußte, daß für derartige Dienste kein Preis feststeht. Als der andre beifügte, man werde ihm einen Franken für jede Unterschrift vergüten, um ihn für den Zeitaufwand zu entschädigen, nickte er zustimmend und fuhr mit seinem Lächeln fort:

„Hoffentlich, lieber Meister, werden Sie mir auch Ihre Rat schläge zutommen lassen. Sie werden demnächst so günstig gestellt sein, daß ich Sie und da mir Erfindungen holen werde.“

„Gang recht,“ schloß Saccard, der ihn verstanden hatte.

„Auf Wiedersehen, und schonen Sie sich, geben Sie der Wibbegier der Frauenzimmer nicht allzufehr nach.“

Und abermals auf lachend, entließ er den jungen Mann durch eine Seitenthüre, welche ihm gestattete, die Leute fortzuschicken, ohne sie nochmals durch das Wartezimmer zu führen.

Hierauf öffnete Saccard die andre Thüre wieder und rief Zantrou herein.

Mit einem Blick sah er, daß dieser heruntergekommen und mittellos war; er trug einen Rock, dessen Aermel im Warten auf eine Stellung an den Wirtshausstischen sich abgerieben hatten. Obwohl die Börse ihm immer noch eine Stiefmutter war, sah Zantrou mit seinem fächerförmigen Bart immer noch stattlich aus, dieser litterarisch gebildete Cyniker, der von Zeit zu Zeit eine blühende klassische Phrase von sich gab.

Die Solnhofener Lithographiestein-Brüche.

Um 1796 war es, als der aus Prag gebürtige Moïse Senefelder in München zuerst den vertieften, dann den erhöhten Steindruck erfand. Er hatte sich hierbei des Solnhofener Steines bedient, mit welchem allerdings ein bairischer Hofgelehrter Namens Simon Schmidt schon 1788 Versuche gemacht haben soll. Die Steindruck- oder Steinzeichenkunst ist eine der drei Hauptgattungen der graphischen Kunst. Sie erscheint ohne dies Material kaum denkbar. Daher wird eine Betrachtung des sogenannten Lithographiesteines nebst dessen Struktur, Gewinnung, Herstellung und Verwendung so interessant wie lehrreich sein. Es hat nicht an Versuchen gefehlt, auch andre Gesteinsarten den Lithographiestein dienstbar zu machen. So gelang es Franz Sandtner, zum Beispiel auf Marmorplatten, die er 1867 in der Pariser Weltausstellung vorlegte, Gravur und Umdruck zu machen und auch gute Druckresultate damit zu erzielen. Allein der allgemeinen Einführung des Marmors stand seine zu große Dichte wie sein kristallinisches Gefüge im Wege. Es ist also beim „dichten Kalkstein“ verblieben. Dieser besteht aus Kalk-, Thon- und Kiesel-erde, mit Kohlenäure verbunden. Vorherrschend ist die Kalkerde. Von Kiesel-erde ist nur ein ganz kleiner Bruchteil enthalten. Man kann ihn daher auch als mergeligen Kalk bezeichnen. Vor Kreide oder kohlenfaurem Kalk, die zu viel Wasser einsaugen würden, besitzt der dichte Kalkstein außerdem die Fähigkeit, auch den Druck der Presse auszuhalten. Das Juragebirge ist seine eigentliche Heimat. Die bedeutendsten Fundorte weisen aber die Dörfer Mörnsheim und Solnhofen in Mittelfranken auf. Es lohnt sich schon für den Reisenden, der auf der bairischen Bahnstrecke Treuchtlingen—Ingolstadt, bei Solnhofen vorüberfährt, hier Halt zu machen und die Brüche in Augenschein zu nehmen. Sie liegen im „fränkischen Jura“. Das ist das von der Donau bis zum Main und westlich von der sogenannten Altmühlfurche bis zum Einfluß der Altmühl bei Kehlheim in die Donau sich hinziehende flachtafelige Gelände, welches kaum 200 Meter über der Donau ansteigt und beim Zusammenkommen beider Flüsse an deren Ufern aus Plattenkalken und Dolomiten der Juraformation bestehende Seitenwände bildet. Verfolgt man nun die Straße von Ingolstadt nach Eichstätt, so gelangt man sanft ansteigend über jene jungen diluvialen und jungtertiären Bildungen, über Thone und Süßwasserkalle, kommt dann auf die Dolomite und endlich auf die Plattenkalle bei Solnhofen. Wie der süddeutsche Jura überhaupt, so stellt gerade dieses Terrain nach den Untersuchungen deutscher Forscher eine der bedeutendsten Fundstätten für Fossilreste dar, Funde, die für unsre Kenntnisse von der Lebewelt der Vergangenheit von großer Wichtigkeit sind.

Die Ortschaften Mörnsheim und Solnhofen an der Altmühl sind es nun, bei welchen die Lithographiesteine in zahlreichen Brüchen abgebaut werden. Doch ist dies nicht gar so lange her. Denn wenn auch zufolge Senefelders Bemühen die Anerkennung des Solnhofener Steines als brauchbarsten für lithographische Zwecke sich Bahn verschafft hatte und die Gewinnung im einzelnen betrieben worden war, so beginnt der eigentliche rationelle Abbau in seiner Hauptsache doch erst um die Mitte der fünfziger Jahre des verfloßenen Jahrhunderts. So wurde beispielsweise in Mörnsheim die erste Verteilung der Brüche 1855 vorgenommen. Denn um es gleich vorweg zu sagen: die meisten Brüche sind Gemeindegut. Zur Zeit haben in der Gemeinde Solnhofen 62 und in Mörnsheim 57 Gemeindeglieder daran Anteil. Die Verteilung geschieht durch Verlosung, und zwar ist in Solnhofen die letzte Verteilung in den siebziger Jahren vorgenommen worden. Dieselbe reicht noch viele Jahre aus. Daneben besteht eine bereits ausgeloste Verteilung in Reserve, die eben erst später in Angriff kommt. In Mörnsheim wird ein Teil der Bruchvergebung von 1855 im Jahre 1905 beendet sein. Dafür steht jedoch schon eine neue Verteilung aus den siebziger Jahren in Reserve. Eine abermalige Verteilung an die Rechtler hat 1881 stattgefunden. Dieselbe steht seither in Betrieb, dauert auch noch an und wird jetzt von den Losinhabern in Form einer Aktiengesellschaft selbst bearbeitet. Die Reste der Verteilung von 1855 werden meistens von dritten ausgebeutet. Der Betrieb erfolgt nämlich, wenn nicht vom Rechtler selbst, so von einem Käufer des Loses bis in eine gewisse Tiefe und in gewisser Länge. Dann erst kann der abermalige Verlaufs an einen Dritten stattfinden. Gewinn hat die Gemeinde vom verteilten Steinbruchsgebiet nicht. Der Losinhaber behält die ganze Ausbeute als sein Eigentum. Grund und Boden verbleiben der Gemeinde; und nur der übliche Bodenzins wie für ein gewöhnliches Grundstück wird an sie entrichtet. Indessen gehört nicht aller Grund der Gemeinde. Einige der dröhten Brüche und speciell die wichtigsten für blaue Graue Steine sind in Privatbesitz. Diese Gesteinsart ist noch einmal so teuer, als der gelbe Stein. Uebrigens sind von ersterer nur zwei Brüche von Belang vorhanden. Außerdem befinden sich viele kleinere Brüche gelber Steine in Privateigentum. Die Anzahl der Steinbrüche — sie wurden schon 1863 auf 150 berechnet — läßt sich eigentlich nicht genau feststellen. Bald wird da, bald dort angefangen. Oft sind an einem einzigen Bruchteil drei Stellen in Ausbeute, eine tiefe vielleicht verpacktet, eine etwas höher gelegene daneben dergleichen usw. Sämtliche Brüche zerstreuen sich auf mehrere Stunden im Umkreise. Ihr Flächeninhalt ist, da er sich durch Neuaufbräuen oder Wiedereinfallen der nicht brauchbaren Bruchfelder stets verändert, unberechenbar. Der Egoismus spielt bei der Ausbeutung eine große Rolle. Es kommt nicht selten vor, daß die Losinhaber lieber auf den

„Ich hätte nächster Tage an Sie geschrieben,“ begann Saccard, „wir stellen das Verzeichnis unsres Personals zusammen, und Sie stehen bei den ersten auf der Liste. Wahrscheinlich werde ich Sie dem Emissionsbureau zuteilen.“

Zantrou machte eine abwehrende Handbewegung. „Sehr liebenswürdig, ich danke Ihnen . . . Aber ich habe Ihnen ein Geschäft vorzuschlagen.“

Er ließ sich nicht sofort auf Einzelheiten ein und begann mit allgemeinen Redensarten. Er fragte, wie groß bei der Lanzierung der Banque Universelle der Anteil der Presse sein sollte. Bei den ersten Worten fing Saccard Feuer und erwiderte, er sei für möglichst ausgedehnte Reklame und wolle alles verfügbare Geld hineinstecken. Keine Trompete sei zu verachten, nicht einmal die Zweisoustrompetchen, denn sein Grundsatz sei der, daß jeder Lärm eben als Lärm zu brauchen ist. Sein Traum gehe dahin, alle Zeitungen auf seiner Seite zu haben; doch würde dies zu teuer kommen.

„Ei! Sollten Sie etwa den Gedanken hegen, unsren Reklamedienst in die Hand zu nehmen? Das wäre vielleicht nicht dumm. Wir wollen darüber reden.“

„Ja, später, wenn Sie wollen . . . Aber was würden Sie zu einem Blatte sagen, das Ihnen, ausschließlich Ihnen angehören und an dessen Spitze ich treten würde? Jeden Morgen wäre der Raum einer Seite für Sie reserviert: eigne Aufsätze würden Ihr Lob singen, einfache Notizen die Aufmerksamkeit auf Sie lenken, Anspielungen wären in einzelnen dem Finanzwesen ganz fernliegenden Studien enthalten, — kurz, ein geregelter Feldzug bei jedem geringen und großen Anlaß, ein unablässiges Loblied, das über der Hefatombe der zu Boden liegenden Konkurrenten ertönen würde? Könnte das Sie reizen?“

„Allerdings, wenn es nicht unerschwinglich ist.“

„Nein, der Preis wäre ein vernünftiger.“

Schließlich nannte Zantrou die fragliche Zeitung, die „Espérance“, ein vor zwei Jahren durch eine kleine Gruppe katholischer Persönlichkeiten, durch die heftigsten Parteiangehörigen gegründetes Blättchen, welches das Kaiserreich grimmig beföhete. Der finanzielle Erfolg war ganz und gar Null, und jede Woche ging einmal das Gerücht vom Eingehen des Blattes um.

Saccard wandte heftig ein:

„D! es hat nicht einmal eine Auflage von 2000!“

„Unsre Sache wird es sein, eine größere Auflage zu erzielen!“

„Ferner ist die Sache auch unmöglich, weil das Blatt meinen Bruder in den Not zieht; ich kann doch nicht von vorn herein mit meinem Bruder mich überwerfen.“

Zantrou zuckte leicht die Achseln:

„Man darf sich mit niemand überwerfen . . . Sie wissen so gut wie ich, daß, wenn ein Bankhaus eine Zeitung besitzt, es gleichgültig sein kann, ob dieselbe die Regierung unterstützt oder angreift. Ist das Blatt regierungsfreundlich, dann wird das Haus gewiß allen Konforten angehören, die vom Finanzminister ausgehen, um den Erfolg der Staats- und Gemeinde-Anleihen zu sichern; gehört es zur Opposition, dann hat der gleiche Minister allerlei Rücksichten für die vom betreffenden Blatte vertretene Bank, und sein Wunsch, dasselbe zu entwaffnen und für sich zu gewinnen, äußert sich häufig durch noch größere Vergünstigungen . . . Sie brauchen sich also um die Farbe der „Espérance“ nicht zu kümmern. Erwerben Sie sich eine Zeitung, das ist eine Macht!“

Einen Augenblick schwieg Saccard. Mit seinem scharf durchdringenden Verstand, der mit einem Schlage den Gedanken eines andren sich aneignete, durch und durch prüfte und seinen Bedürfnissen so eng anpaßte, daß er völlig zu seinem eignen ward, entwickelte er rasch einen vollständigen Plan.

Er kaufte sich die „Espérance“, machte den herben Polemiken derselben ein Ende, und legte das Blatt seinem Bruder zu Füßen, der ihm notgedrungen dafür dankbar sein mußte; er bewahrte aber dem Blatt den strengkatholischen Charakter und behielt denselben wie eine stete Drohung im Hintergrund, wie eine allzeit kriegsgerüstete Maschine, die den gewaltigen Feldzug im Namen der Religion wieder aufzunehmen bereit ist. War man nicht liebenswürdig mit ihm, dann spielte er den großen Trumpf Rom und Jerusalem aus. Das wäre zu allerletzt ein hübscher Schlag!

„Bekämen wir freie Hand?“ fragte er rasch.

„Völlig freie Hand. Die Leute haben das Ding satt, das Blatt ist einem geldbedürftigen Menschen in die Hände gefallen, der uns dasselbe für 10 000 Frank ausliefern wird. Dann machen wir daraus, was uns beliebt.“

(Fortsetzung folgt.)

weiteren Gewinn verzichten, um ihren Nachbar am tieferen Einbringen und somit an voller Ausbeutung der Brüche zu verhindern, selbst auf die Gefahr hin, daß ihre eignen Lächer einfüren und so auf lange Zeit außer Betrieb gesetzt sind. Das Steinmaterial liegt in angehängelten Schichten in Stärke von 2 bis 10 Centimeter aufeinander und erreicht in den tiefsten Lagen die Dicke von 25 Centimeter. Wenn der sogenannte „Abraum“ beseitigt ist, können die Platten mit einer Haue, nachdem sie etwas „geprellt“ sind, nach dem Abgange oder einer schlechten Ader, welche von selbst bricht, weggezogen werden. Aus dem hellen Klang des Steines erkennt man sofort, daß er sich nicht mehr teilt, d. h. daß er keine schadhafte Stellen mehr hat und nicht weiter mehr zerbricht. Denn wenn auch das Gestein kompakt, von gleichmäßiger Struktur und ohne Poren ist, so weist es in einzelnen Schichten und „Nischen“ doch Fremdkörper wie: Kiesel, kleine organische Einsprengungen — „Pfeffer“ — und kleinen Adern ähnelnde Kalksprüngungen — „Füße“ — auf. Stücke mit solchen Fehlern, besonders wenn sie „Pfeffer“ und „Füße“ oder unbrauchbare Adern haben, werden zu Pflastersteinen zugehauen. Die in den Steinen vorkommenden Spatadern können, wenn sie nicht zu stark sind, im Lithographiestein belassen werden. Sie rühren davon her, daß sich die kleinen Sprünge im Gestein erst später mit Kalkspat gefüllt haben. Nachdem die gehobenen Steine auf sonstige Fehler genau untersucht und provisorisch mit Kohle gezeichnet worden sind, werden sie in die Werkstätten zum Schleifen befördert. Hier in den Hütten, deren Zahl sich nicht genau bestimmen läßt, weil viele nur provisorisch errichtet und wieder weggerissen werden, dauert die Arbeit das ganze Jahr hindurch. Dagegen wird in den Brüchen nur im Sommer gearbeitet, weil der Stein bei ganz geringer Kälte, zumal wenn er noch die Bruchfeuchtigkeit in sich hat, leicht erfriert; was aber nicht geschieht, sobald er völlig ausgetrocknet ist. Gewöhnlich werden die Steine mit der Hand geschliffen, und zwar so, daß ein größerer unten und ein kleinerer obenauf liegt. Dazwischen kommt Sand und Wasser. Nur zwei Geschäfte, speciell der Solnhofener Aktienverein, haben Schleifmaschinen mit Dampftrieb und Sägegatter mit Diamanten, wo die dicken Steine geschnitten und in zwei bis drei Platten zerlegt werden.

Die Schleifmaschinen sind viereckige große Tische, auf welche von kleineren Steinen circa 20 Stück gerade eingelegt werden. Darüber bewegt sich dann eine sechs Centner schwere Gußeisenscheibe im Kreise, wendet sich aber selbst diagonal, so daß alle auf dem Tische rechtwinklig eingelegten Steine genau getroffen werden und unter Zugabe von Sand und Wasser nach wenigen Stunden fertig sind. Für einzelne Steine von mittlerer Größe finden auch noch andre Maschinen Anwendung; bei ihnen läßt sich nämlich die Schleifscheibe vom Schleifer durch einen abknickbaren Arm auf jede Stelle des Steines hindirigieren.

In den Solnhofener und Mörnsheimer Werken mögen ca. 2000 fast ausschließlich einheimische Arbeiter aus einem Umkreis bis zu drei Stunden jahraus jahrein thätig sein. Davon entfällt etwa ein Drittel auf die Brüche selbst. Die Steinbrecher arbeiten im Tagelohn und nach Feierabend im Accord bei 20 bis 24 M. wöchentlich. Die Schleifer mit der Hand arbeiten im Accord, diejenigen mit Maschinen im Tagelohn bei einem Wochenverdienst von 16 bis 18 M. Das vollständige Fertigmachen von Lithographiesteinen geschieht ebenfalls nach Feierabend im Accord. Der Wochenlohn der sonstigen Tagelöhner beträgt 12 bis 15 M. Frauen und Mädchen, welche vorzugsweise den letzten Schliff der Steine mittels feinem Donaufand, Sandsteintrümmern und Wimssteinen bewerkstelligen, verdienen wöchentlich 8 bis 11 M.

Nach Beendigung der größeren Schleifarbeit werden die Steine, je nach ihrer nun erst erkennbaren Qualität, in Kategorien eingeteilt und dann von besonders geübten Leuten mit feinen und gröberen Meißeln und Hämmern faconiert und endlich mit dem sogenannten Stod- oder Herzhammer an ihren Seitenflächen handlich gemacht. Das Schleifen mit hartem und das „Ausziehen“ mit künstlichem Wimsstein kommt zuletzt. Nun erst werden die Steine zum Trocknen entweder an die Sonne oder in einen mit Dampf erhitzten Trockenraum gebracht und alsdann in drei Gruppen geteilt. Gruppe I umfaßt die graublauen, lothfarbenen Steine. Sie sind, abgesehen von kleinen Kalkflecken oder kleinen Adern, nahezu fehlerfrei. Mit der Nummer II werden die hellgrauen Steine bezeichnet. Sie unterscheiden sich von jenen ersteren allenfalls nur durch ihre geringere Härte wie hellere Farbe. Beide Gruppen werden vorzugsweise zu Grabarbeiten und besseren Umdrucken sowie auch zu Uebertragungen vermittelt des direkten Kopierverfahrens verwendet. Die III. Gruppe machen jene gelblichen oder grauen Steine aus, die mit starken, schwarzen, roten und weißen „Glasadern“, starken Kalkflecken und Einsprengungen, Kiesel, Quarz- und schwarzen Kalkflecken durchsetzt sind. Diese Steine sind außerdem bedeutend weicher, als die vorigen und finden daher nur zu gewöhnlichen Umdrucken, Autographien usw. Verwendung. Die Größe der Platten geht von 5 zu 6, bis 44 zu 64 englischen oder Pariser Zoll. Nach diesen von jeher eingeführten und in allen Ländern bekannten Maßen wird gemeinhin gearbeitet, nach Centimetermaßen nur ab und zu in gewissen Formaten für danach gebaute Pressen. Das Verpaden und Verladen der Steine erfordert nur wenig, dafür aber geschulte Arbeiter. Die Steine werden von den Werkstätten weg durch Lastwagen zur Bahn befördert; denn der Bau einer besonderen Geleisstraße hat sich ungeachtet aller Projekte bisher als zu umständlich und schwierig erwiesen. Es mögen jährlich 1000—1200 Waggons Lithographiesteine und, wenn das Geschäft in Pflastersteinen gut geht, auch noch einige Hundert Waggons von diesen in alle Welt gehen. Einen

großen Faktor bildet Amerika mit seinen doppelt, d. h. auf beiden Seiten geschliffenen Steinen, die natürlich zweifach so teuer sind. Ferner kommt Australien in Betracht. In Europa stehen Frankreich, Spanien, England, Rußland und Deutschland, hier hauptsächlich Norddeutschland, an erster Stelle. Nun findet zwar seit einigen Jahren das Aluminium beim Druckerfahren große Verwendung. Der Vorteil dieses bequemen handlichen Metalls gegenüber dem leicht der Beschädigung und dem Zerspringen ausgesetzten Lithographiestein ist ja auch wichtiger einzusehen, und so wird dem Aluminium als Grundplatte die Zukunft gehören. Bis jetzt hat es aber den Stein noch nicht im mindesten zu verdrängen vermocht. Ganz im Gegenteil sind die Solnhofener Steine seit einigen Jahren im Preise gestiegen, weil ja auch auf die Gewinnung große Spesen entfallen. Denn das meiste im Bruch, so besonders die zwischen den Kernteinen lagernden „Haufen“, ist unbrauchbar und muß mit Pferden aus der Tiefe abgefahren werden. Bahnen kann man nur hier und da anwenden; Drahtseilbahnen giebt es nur eine. Sonach ist der jährliche Gesamterlös aus den Solnhofener Werken mindestens ebenso bedeutend als zuvor und beziffert sich — genaueres kann nicht festgestellt werden, weil es an Einblick in den Gang der eingezogenen Geschäfte fehlt — immerhin auf einige Millionen Mark. —

Ernst Kreowski.

Kleines feuilleton.

k. Mohammedanische Fanatiker. Ueber die Selbstverstümmelungen, die in Persien am Moharramsfeste geübt werden und die die Regierung dulden muß, wenn sie nicht eine Empörung hervorrufen will, schreibt John C. Uhlrauf im „New York Herald“: Zur Erinnerung an den Tod des Muhammed Hussein, des Neffen des Propheten, der von seinen Feinden ermordet wurde, haben seine Anhänger schreckliche Riten bei dem jährlich wiederkehrenden Moharramsfest. Die Ceremonien dauern zehn Tage. Die ersten neun Tage wird gefastet und getrauert, man schert sich das Haupt, geht in Sad und Asche, und überall hört man Weinen und Behlagen. Am zehnten Tage begümen die feierlichen Ceremonien der Selbstverstümmelung, eine Art Blutopfer. Bei Sonnenaufgang bilden sich Prozessionen in den Hauptstädten Persiens. In Tabris gelang es Mr. Uhlrauf, als Mohammedaner verkleidet und mit genauen Verhaltensmaßregeln von seinen Freunden versehen, zu den inneren Stadtteilen Zutritt zu erlangen. Das ganze Schauspiel ist eine Art Passionspiel. Die Hauptprozession wird von einem Anaben geführt, der als der schönste, würdigste und heiligste der Seite gewählt wird. Er trägt ein weißes Gewand und reitet auf einem schönen Araberross, das mit Purpur und Gold reich aufgezäumt ist. Das Pferd wird von getreuen Verehrern geführt, ihm folgen Priester und andre Leiter des Festes; alle singen einen monotonen Gesang, der gleichförmig wie das Steigen und Fallen der Wellen dahintauscht. In bestimmten Zwischenräumen wird das Trauergemurmel durch Schreien und Ausrufe unterbrochen, die Sänger rufen laut den Namen des Propheten Hussein. Diese Umzüge dauern den ganzen Tag und bilden sich immer wieder, die größeren werden durch kleinere verstärkt, bis zum Schluß des Abends die Verstümmelung beginnt. Wenn die Sonne hinter den Bergen verfinstert, bilden alle Prozessionen der Stadt eine imposante Masse von Gläubigen, und sie beginnen einen Umzug durch die Hauptstraßen mit dem bleichen, wie eine Bildsäule auf seinem Pferde reitenden Anaben an der Spitze der Kavalkade. Dann bilden sie auf dem größten öffentlichen Platz drei Ringe, indem die Wüßer sich an den Händen fassen. Im äußeren Kreise befinden sich Soldaten, die von der Regierung geschickt sind, um einen während der Hitze des Fanatismus möglichen Ausbruch zu verhindern. Die zweite Reihe besteht aus hervorragenden religiösen Persönlichkeiten, reichen und angesehenen Leuten. Den dritten, inneren Kreis bilden die Fanatiker, die sich dem wildesten religiösen Wahnsinn hingeben. Es ist inzwischen Abend geworden, ehe alle Vorbereitungen vollendet sind. Um den Platz herum flammen Fackeln auf, die jedes Gesicht erleuchten. Atemlos wartet jeder auf den Beginn des Pandämoniums. Plötzlich, wie bei einem Indianer-Kriegstanz, bricht der Führer in einen seltsamen Gesang aus, in den Priester und Gläubige einsinken. Die Wüßer im äußeren Kreise sind in Schwarz gekleidet und mit eisernen Peitschen und stählernen Schlingen bewaffnet, und während das Singen zunimmt, geißeln sie sich, ihre stehenden Schmerzensschreie rühren die Zuschauer tief. Die Schredenscene ist unbeschreiblich. Es ist wie ein Fest von Wahnsinnigen, die sich im Paroxysmus des Todes winden. Die an den eisernen Peitschenstielen hängenden Ketten zerschneiden die Brust und den Körper, bis das Fleisch herunterhängt und Blut fließt. In dem inneren Ringe der Fanatiker sind die Schreden am schlimmsten. Diese Männer, die Verbrechen begangen haben oder durch ihr Temperament sich zu solchen Schaulustungen eignen, gebrauchen lange Messer, mit denen sie sich ausschlagen, sie zer schneiden ihre Köpfe, und jagen sich den Stahl in die Brust und in die Glieder, als ob diese Qual die höchste Freude wäre. Die stekenden weiße Kleidung der Wüßer ist bald rot gefärbt, und das Schauspiel wird entsetzlich. In der Mitte dieser drei menschlichen Ringe flammt ein großes Freudenfeuer, um das Priester und hohe Beamte auf Piedestalen stehen. An der einen Seite steht auf einem noch höheren Piedestal der Hohepriester. Alle nehmen an diesen seltsamen, schrecklichen Riten teil, und jeder spielt eine Rolle in dem

forgfältig vorbereiteten Programm, das seit Jahrhunderten geübt und bis zu dieser wahrhaftigen Vollenbung gelangt ist. Der Knabe, der auf dem schönen Araber die Prozeffion anführte, war einer der ersten in der Mitte des Ringes, der mit der Geißelung begann. Tapfer hieb er auf sein junges Fleisch ein und bedeckte sein weißes Kleid mit Blut, aber bald wurde er ohnmächtig und von den Priestern beiseite geschafft. —

Theater.

Berliner Theater. „Timandra“. Trauerspiel in 5 Akten von Adolf Wilbrandt. — Das Trauerspiel von Wilbrandt hat eine prächtige Figur, nur daß es eben keine Wilbrandtsche Figur ist. Er hat das Bild des Sokrates, wie es uns in der Uebersetzung, in den „Erinnerungen“ Xenophons, in den „Dialogen“ Platos so unergleichlich eindrucksvoll entgegentritt, getreulich nachgezeichnet. Und wäre Wilbrandt der Größte einer, er hätte, was als Geschichtliches gegeben ist, nicht überbieten können. Ihn reden lassen, wie er redete, ihn handeln lassen, wie er gehandelt, das ist alles, was die Dichtkunst, wenn sie den Schatten dieses Schlicht-Erhabenen, Heiter-Tiefen herausbeschwört, vermag. Hier erscheint es unmöglich, daß die Poesie, wie Aristoteles es forderte, „philosophischer“ sei als die unmittelbare Wirklichkeit der Geschichte, so wunderbar fügen alle Züge in der Individualität wie im Schicksal dieses „Weisesten der Menschen“ zur Einheit sich zusammen. Eben darum aber, möchte man sagen, steht die Gestalt auch jenseits und über der Poesie, nicht nur jenseits der Wilbrandtschen, denn wo der Poet nach der Natur des Gegenstandes nur kopierend sich verhalten, nicht neue Werte über das Gegebene hinaus erschaffen kann, bedarf es seiner nicht. Daß es des Dichters, daß es der umformend schöpferischen Phantasie bei einem solchen Gegenstande nicht bedarf, mag aber Wilbrandt gerade angezogen haben. Wo er kopiert, wo er uns den Weisen im Gespräch mit Schülern und Freunden zeigt, aus der Straße und beim Gastmahl, wo er ihn uns zeigt, wie er, als Feind der Götter angeklagt, furchtlos und stolz vor dem Gericht der Athener redet, wie er den Tod in dem Gefängnis erwartet, kurz, wo Wilbrandt die Geschichte für sich dichten läßt, da kann die Wirkung, wenigstens nie ganz, verjagen. So weit es irgend geht, verfolgt er diese sichere Fährte, obwohl nicht Sokrates, sondern, wenn der Titel einen Sinn hat, doch Timandra der Mittelpunkt des Stüdes sein soll. Aber es ist, als fühle er, wie wenig er dem Selbstgeschaffenen trauen darf. Mit vollem Recht. Da wo er den Kreis der Personen, aus eigener Phantasie erweiternd, mehr als nur reproducieren will, sinkt das Drama, das nur vom fremden Feuer der Geschichte einen Widerglanz erhält, zu kalt klügelnder Theatralik herab. Die Charakterzeichnung bleibt hier durchaus im Konventionell-Allgemeinen stehen. Timandra ist die große Leidenschaftliche. Vermählt mit einem älteren Bruder Platos, ist sie in glühender Liebe zu dem schönen Jüngling entbrannt, dem Freund und Lieblings-schüler des Sokrates, von dem der Weise die Vollendung seines eignen Lebenswerkes erhofft. In Männertracht folgt sie dem Geliebten zu dem Gastmahl des Kriton, in die Gesellschaft des Sokrates. Von Anstos, der sie als Gastfreund aufgenommen, entdebt, stürzt sie hinweg und flüchtet in des Plato Haus. Sie hat um ihn die Ehe gebrochen, sie ist schuldig, sie hat ein Recht, Hilfe von ihm zu verlangen. Und Plato liebt nicht weniger heiß als sie. Auf immer vereinigt, wollen sie das Glück in der Ferne suchen. Da im letzten Augenblicke läßt Wilbrandt Sokrates als Seelenretter erscheinen. Im Namen von „Gesetz und Sitte“, im Namen all des Großen, das Plato vom Schicksal aufgetragen sei, heißt er von ihm, daß er das Weib verlasse; daß „Gesetz und Sitte“ längst verletzt sind, daß ein Bruch in dieser Stunde einer feigen Flucht verzweifelt ähnlich sieht, all das kommt merkwürdigerweise weder Sokrates, noch auch dem jungen Schüler in den Sinn. Sonst wäre es um die Wirkung geschehen. Hier Pflicht, dort bloße Neigung, sagt der Meister, und der Jüngling — geht von ihnen. Timandra aber schwört dem Verderber ihrer Liebe Rache. Sie verspricht, sich dem Meletos hinzugeben, wenn er gegen Sokrates vom Volksgericht den Todespruch erwirkt. Man hört im vierten Akte, als das Urteil verkündet wird, einen jammernden Aufschrei der Neuen. Und dann erscheint sie vor dem Sterbenden im Kreise der Freunde. Sie bekennet, was sie gethan, und trinkt vom Giftrank, der für Sokrates bereitet war.

Frau Sorma, deren Stimme freilich in den gewaltsamen Ausbrüchen der Leidenschaft nicht stand hielt, hatte ausgezeichnete Momente. Reizend war sie in der Liebeszene des ersten Aktes und beim Gastmahl als munterer Knabe. Ein tieferes Interesse vermochte aber auch in ihrer Darstellung die Rolle nicht zu erwecken. Harry Walden spielte recht ungleich den jungen Plato, überraschend gut war Pittschau als Sokrates. Der Dichter wurde von den Fremden oft gerufen. —

Medizinisches.

— Unterm 19. März wird der „Frankfurter Zeitung“ aus Wien berichtet: In der heutigen Sitzung der Gesellschaft für innere Medizin demonstrierten Dr. Löwenheim und Dr. Zellinek einen Mann, der durch einen Drehstrom von 5500 Volt verletzt worden ist. Der junge Arbeiter berührte mit seiner linken Hand den Draht, welcher diesen hochgespannten Strom zu einem Transformator leitet, wo der Strom auf eine niedrigere Spannung

(bis 200 Volt) reduziert wird. Die Berührung war eine unipolare, das heißt, sie ging durch die linke Hand und durch den Körper zur Erde, welche in diesem Falle den zweiten Pol bildete. Von der Hand und von den Fingern des Arbeiters gingen sofort und während der fünf Minuten dauernder Berührung Flammen aus; zwei seiner Klammeraden besreiten den Mann von dem Kontakt, indem sie ihm mit einer Leiter, die in der Nähe stand, den Draht wegstießen. Der Verunglückte war bewusstlos und klagte, nachdem er aus einer zweistündigen Ohnmacht erwacht war, über Kopfschmerzen und Abgeschlagenheit. Außerdem zeigte seine linke Hand, mit welcher er den Draht umklammert hatte, furchtbare Verbrennungen. Im Gegensatz zu dieser schweren und in ihren Folgen noch unberechenbaren Verletzung zeigten die Füße an der Sohlenhaut, in der Nähe der große Zehen, nur eine weißliche Verfärbung und Ranzelung. In jeder Stiefelsohle war ein thalergroßes Stück durch den Strom herausgerissen. Der Patient kam in Spitalspflege und seine Behandlung dürfte noch längere Zeit in Anspruch nehmen. Durch Elektrizität erzeugte Wunden heilen nämlich sehr schwer; auch haben sie die Eigentümlichkeit, sich zu vergrößern. Der Arbeiter, der sich in höchster Lebensgefahr befand, befindet sich derzeit bis auf die schwere Verletzung der Hand recht wohl. Dieser Ausgang des Unfalles ist als ein außerordentlich glücklicher und seltener zu bezeichnen, denn ein Strom von 5500 Volt ist für Menschen im allgemeinen tödlich. Der glückliche Ausgang in diesem Falle sei wohl dem Umstande zuzuschreiben, daß der Widerstand der massiven und überdies trockenen Stiefelsohlen auf viele Millionen Ohms anzuschlagen ist, während der gewöhnliche Ladungswiderstand des menschlichen Körpers nur einige hundert Ohm beträgt. Wie hoch ein Strom von 5500 Volt, wie er hier in Wirkung trat, zu bemessen ist, kann man dadurch klar machen, wenn man ihn in Arbeit umrechnet. Er liefert 9000 Watts oder ca. 10 bis 12 Pferdekraft. —

Humoristisches.

— Auf jeden Fall. In der „Agrarischen Woche“ nach der Versammlung im Circus Busch trifft ein freisinniger Rechtsanwalt einen „Wäschichten“ bei Dressel. Kapanz und ein exquisites Weinchen — alles tadellos!

„Und nun reden Sie noch von Ihrer Notlage, Herr Baron?“ sagt der Rechtsanwalt und droht sberzeit mit dem Finger.

Da erhebt sich der Interpellierte entriistet.

„So? Und daß derweil zu Hause Frau und Kinder Hunger leiden — Mannche, Mannche, rechnen Sie das für nichts?“ —

— Deutsche in Paris. „Wie gern möchte ich jetzt eine Tasse Vouillon trinken, wenn ich nur wüßte, wie Vouillon auf Französisch heißt.“ („Simplicissimus“.)

Notizen.

— Die Münchener „Medizinische Wochenschrift“ feierte dieser Tage das Jubiläum ihres fünfzigjährigen Bestehens. Das Blatt ist gegenwärtig, mit 9000 Abonnenten, die weitverbreitetste deutsche medizinische Zeitschrift. —

— „Candida“, Schauspiel in drei Aufzügen von Bernhard Shaw, ist zur Aufführung vom Kleinen Theater angenommen worden. —

— Paul Linsemann wird in diesem Sommer mit einem eignen Ensemble im Hamburger Carl Schultze-Theater Schauspiele und Lustspiele auführen. —

c. Das größte Musik-Konservatorium der Welt ist das in Boston. In dem Konservatorium lehren 80 Lehrer, darunter 18 Klavier, 2 Orgel, 14 Gesang, 4 Oper, Mimik, Tanz und Zeichnung, 3 Sprachen (deutsch, französisch und italienisch), 5 Geige und Bass, 8 Blasinstrumente; die übrigen Lehrer sind Lehrer für Komposition, Gesangschule, Pitteratur, Rhetorik, Geschichte, künstlerische Darstellung, Ausbildung der Rede usw. Es giebt auch einen Kursus für musikalischen Journalismus, Musikkritik und Pitteratur. Für ausgebildete Musikkritiker zeigt sich in den amerikanischen Städten ein wachsendes Bedürfnis. Das Konservatorium hat denn auch 2000 Schüler. Der Durchschnittspreis der Kurse beträgt 1000 M. jährlich, abgesehen von den Privatstunden. Frauen werden in allen Klassen aufgenommen; besonders sind viele in den Geigenklassen, aber man findet sie auch in den Klassen für Pifton und Posaune. —

— Eine Giovanni Segantini-Ausstellung wird im April im Kunstsalon Keller u. Reiner veranstaltet. Die Ausstellung wird u. a. auch die Kartons zu dem großen Triptychon „Sein, Werden, Vergehen“ bringen. —

— Im Kunstgewerbe-Museum wird heute (7 1/2 Uhr abends) eine neue Abendausstellung „Die Kunst Chinas und Japans“ eröffnet. —

— Eine Sonderausstellung von deutschen Holzschnideereien des neunzehnten Jahrhunderts hat das Hohenzollern-Kunstgewerbehaus (H. Hirschwald, Leipzigerstr. 13) eröffnet. —